40 Illustrirtes Sonntagsblatt 1895
Zur Unterhaltung am häuslichen Herd.
Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.
Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Ein unscheinbarer Fund.

Originalroman von K. Labacher.

1. (Nachdruck verboten.)

Es war am Abend ihres vierundzwanzigsten Geburtstages. In Frau Marianne Lamberts netter, einfacher Wohnstube brannte hell die Lampe auf dem großen, runden Eßtische; daneben prangten zwei kunstlose Blumensträuße und ein zuckerbestreuter, angeschnittener Apfelkuchen. An den Fenstern waren die weiß- und rotgestreiften Vorhänge sorgfältig zusammengezogen. Der braune Kachelofen erwärmte behaglich den stillen Raum und ließ darauf vergessen, daß draußen schon recht eisig ein regennasser Novemberwind durch die Straßen fegte. Auf dem bequemen Ecksofa saß die junge Frau, versunken in Sinnen und wache Träume. — Ihr linker Arm umfing stützend und behütend das eingeschlafene, etwa dreijährige Gretchen, während ihre Rechte schlaff an ihrer Seite herabhing.

Es war ein seltsam anziehender, ergreifender Anblick, Mutter und Kind, umflossen von ungewissem Licht und ungestörter Abendstille.

Das Antlitz der Frau Lambert war bleich, und von Zeit zu Zeit rollten ein paar flimmernde Thränen über die leicht eingefallenen Wangen hinab. Aber nicht weich und ergeben nach Frauenart drückte sich der Kummer in diesen hübschen, Interesse erweckenden Zügen aus; diesem widersprach schon der kleine, energisch geschlossene Mund mit den strengen, scharfen Linien um die bestimmt gezeichneten Winkel. Dem widersprach noch mehr die breite, trotzige Stirn, unter der große, tiefblaue Augen wundersam erglänzten. Sie war schön, die junge, regungslose Frau, aber noch viel anziehender müßte sie gewesen sein mit einem weichen, verklärenden Schimmer des Glückes auf dem Gesichte. Der Kummer stand ihrer Physiognomie nicht gut, er gab derselben etwas Hartes, Störendes, beinahe Unweibliches. — Gretchen regte sich leise in den Armen der Mutter. Marianne Lamberts Blick verdüsterte sich zusehends, als er auf das erwachte Kind fiel, ein bitteres Lächeln verzog ihre Lippen.

„Wie sie ihm gleicht!“ stieß sie leise zwischen den Zähnen hervor. „Mir fällt es noch jedesmal auf, wenn sie die Augen öffnet!“



Burg Wettin a. d. S., Stammschloß des sächsischen Königshauses. (Mit Text.)

„Papa!“ rief Gretchen sehnsüchtig. Wo ist Papa?“

„Still!“ herrschte die junge Mutter ungeduldigen Tones, während sie das Kind lebhaft von ihrem Schoße hob und auf das Sofa setzte. „Papa ist verreist und kommt lang nicht wieder. Du sollst nicht immer nach ihm verlangen, es ist unnütz!“

Die Kleine, durch die scharfe und ihr überdies halb unverständliche Zurechtweisung erschreckt, fing laut zu weinen an. Frau Lambert erhob sich, ging hin zum Tische und kam wieder mit einem Stück Kuchen, das sie dem schluchzenden Kinde in die dicken, kleinen Fäustchen drückte.

„Du hast recht, Dich zu beklagen, armes Ding. Ich bin ungerecht und lieblos gegen Dich. Ja — der Schmerz macht hart und unbarmherzig. Ich fühl' es beinahe, wie sich mir das Herz in der Brust versteinert. Ich glaube, daß ich selbst mein eigen Kind nicht mehr liebe. Und einst — noch vor kurzem —“

Ein scharfer Klingelzug an der Wohnungsthür unterbrach Frau Lamberts freudlosen Gedankengang. Sie hörte, wie das Dienstmädchen draußen öffnete, wie eine sanfte, weiche Stimme fragte: „Frau Lambert ist doch wohl noch nicht zu Bette gegangen?“

Sie machte nun mit jäh erheitertem Gesichte selber ihre Zimmerthüre auf und streckte der eintretenden mantel- und kapuzenverhüllten Frauengestalt lebhaft beide Hände entgegen. „Nein, liebe Adele, ich schlafe noch nicht und es ist unendlich freundlich von Dir, mich um diese Stunde noch aufzusuchen. Hast Du denn ahnen können, daß ich gerade jetzt in einer Stimmung war, die — nun — Du Arme, Du weißt ja zur Genüge, was mich oft für düstere Launen anfallen. Du bist mir ja so oft beigestanden in ähnlichen Stunden!“

Adele hatte sich während Frau Lamberts Rede rasch und geschickt aus ihrer winterlichen Umhüllung geschält. Ein sehr zierliches, schlankes Persönchen stand nun mitten im Zimmer, dehnte behaglich die feinen Glieder der wohlthuenden Ofenwärme entgegen und schüttelte, leise auflachend, das dunkle, von kurzen, großgeringelten Locken umflatterte Köpfchen.

„Nein, durchaus keine trübselige, sentimentale Ahnung zog mich hierher, süßes Schwesterherz, sondern nur das harmlose Bedürfnis, nach unserem immer so stille verlaufenden Familiensouper noch ein Stündchen mit Dir zu verplaudern. Habe ich doch meiner geliebten

einzigen Freundin ja auch eine besondere, sehr — köstliche Mitteilung zu machen!"

„Nun los!" erwiderte Frau Lambert mit einem etwas gezwungenen Lächeln. Es ward ihr sichtlich nicht leicht, auf der anderen heiteren Plauderton einzugehen.

Adele aber hatte jetzt erst das kleine, ihren Kuchen zerbröckelnde Gretchen bemerkt. Sie eilte hin zu dem Kinde, nahm es auf den Schoß und überhäufte es mit stürmischen Liebkosungen.

Als des Getändels und Spielens gar kein Ende war, erinnerte Frau Lambert etwas ungeduldig: „Aber Adele, Du hast mir doch erzählen wollen! Ich werde meine Tochter zu Bette bringen lassen. Es ist sonst gar kein vernünftiges Wort mit Dir zu reden!"

„Ach nein — ich bin schon bei der Sache!" rief die Gerügte, während sie das kleine Mädchen fest an ihre Brust drückte. „Also — schau mich an — so sieht eine junge Witwe aus, die am heutigen Tage zwei Heiratsanträge zugleich erhalten hat! Papa und meine Schwester, die gute, gefühlvolle Tilde, sitzen jetzt beisammen und beraten, welchen davon ich als den vorteilhafteren anzunehmen habe —"

„Und Du?" fragte Frau Lambert, als die Freundin mit einem wahren Schelmenlächeln auf den frischroten Lippen stockte.

„Ich? Ich? Nun — ich überlege die Art und Weise, wie sich — zwei Körbe am schicklichsten überreichen lassen!"

„Du bist also schon völlig entschlossen, abzulehnen, liebe Adele?"

„Ich könnte es nicht fester und unwiderruflicher sein. Und Du, Marianne, machst mir wohl keinen Vorwurf darüber?"

„Nein!" klang es herbe von Frau Lamberts Lippen. „Bleibe frei, Herrin Deiner selber! Es lohnt sich nicht, daß eine Frau ihr ganzes „Ich", alle ihre Hingebung, Kraft und Fähigkeit einsetzt in dem verdeckten Hazardspiele, welches sie „Ehe" nennen. Im günstigsten Falle gewinnt sie vielleicht ihren Einsatz mit Verlust zurück, wie Du, die früh genug Witwe wurde von einem gutmütigen aber energielosen Manne, während ich — mein Lebensglück, meinen Frieden, selbst die Lust, so weiter fortzuexistieren in jenem falschen, gleißenden Lottospiele eingebüßt habe!"

Adelens schlanke, weiße Finger strichen liebkosend über Gretchens goldschimmernden Lockenkopf.

„Und diesen Schatz da zählst Du für gar nichts, Marianne?"

Frau Lambert setzte sich der Freundin gegenüber mit einem harten, finsteren Gesichte. „Es wird Dir unnatürlich erscheinen, was ich Dir jetzt vertraue, Adele. Aber Du weißt, daß ich weder das Thun anderer noch das meinige zu bemänteln und zu beschönigen vermag. Und so spreche ich es denn offen und rücksichtslos aus: „Nein, das Kind entschädigt mich für nichts — ich gehöre nicht zu den Frauen, die sachte ihre Liebe vom Gatten auf ihre Sprößlinge übertragen und jenen seine eigenen Wege gehen lassen. Ich habe meinen vollen Anteil gefordert am Leben meines Mannes, ich habe ihm zur Seite stehen wollen in allen seinen Kämpfen und Bestrebungen. Und als er mich mit einem überlegenen Lächeln abwies, mich in die Küche und in die Kinderstube schickte, da hab' ich gerungen um des Weibes Gleichberechtigung. Und als ich nichts erreichte außer seiner Mißbilligung, als ich erkannte, daß er in mir nur eine Haushälterin und Bonne geheiratet hatte, da riß ich mich los von der unwürdigen Kette, da begehrte ich wieder frei zu sein, ein handelndes, denkendes Mitglied der Menschheit, statt einer lebendigen Koch- und Flickmaschine. Er gab mich frei — er war meiner Klagen und Proteste müde geworden. Aber ein Stück der Kette, dieses arme, kleine Geschöpf, ist an mir hängen geblieben und hemmt und drückt mich nun. Ich möchte das Kind lieber nicht haben, da es nun einmal doch zu unnatürlich und auch — wider mein Gefühl wäre, mich gänzlich davon loszusagen. Mein Gott — auch ich bin ja Mutter — wenn ich lang in dieses unschuldige Gesicht schaue, kommt Rührung und Reue über mich, Widersprüche ohne Ende erwachen in mir. Was soll Gretchen in meiner Zukunft? Aber auch, wie vermöchte ich sie daraus zu verbannen? Deshalb — ja Adele, ich wiederhole es, ich möchte das Kind lieber nicht vom Schicksal geschenkt bekommen haben —"

Adelens nicht regelmäßig schönes aber pikantes und ausdrucksvolles Gesicht spiegelte ganz deutlich ein tiefes und ungeheucheltes Entsetzen wider. Beide Arme mit einer leidenschaftlichen Gebärde um Gretchen schlingend, rief sie der kalt und starr blickenden Freundin zu: „So laß das Kind mir! Ich will es pflegen und hüten! Wie kannst Du der Armen mit solchen Gesinnungen Mutter sein?"

Frau Lambert strich sich mit der Hand leicht über die finster gefurchte Stirne. „Nein, sei ohne Sorge, Adele, die Kleine ist wohl aufgehoben bei mir. Ich bin mißtrauisch gegen mich selber, ich übertreibe meine Pflege und Sorge für das Kind, eben weil ich dieselbe mit Ueberlegung, aus innerem Rechtlichkeitsgefühl, nicht aus zärtlichem Antrieb leiste. Auch kann mich niemand meiner Pflichten gegen Gretchen entbinden. Nun sie einmal da ist, schulde ich ihr dasselbe, was meine gute Mutter mir geleistet hat. Solchen allgemeinen Naturgesetzen darf und soll niemand aus dem Wege gehen. Nur schmerzt des Kindes Gegenwart zuweilen so sehr — weil — weil —"

„Weil es Dich an ihn erinnert, an Deinen Gatten?" fiel Adele lebhaft, in beinahe ängstlicher Erregung ein.

„Nun ja — Du weißt — ich habe ihn geliebt — ich — ich —"

„Du liebst ihn noch — und wie sehr! Brauchst Du mir das zu sagen, Marianne? Und Du sehnst Dich nach der Kette, die Du zerbrochen hast in frevelhaftem Leichtsinn, nach dem Hause, dem Du den Rücken kehrtest in unweiblicher Ueberhebung, nach dem Manne, der jetzt einsam, unbefriedigt, unglücklich seinen Lebensweg geht!"

Da erhob sich die Gestalt Frau Lamberts zu ihrer vollen, imposanten und schlanken Höhe. „Nein und tausendmal nein, ich sehne mich nicht nach ihm, nicht nach dem Wohlleben an seiner Seite, nicht nach den schnell verträumten Tagen des neuen, jungen Eheglückes. Ich möchte nur — vergessen und — das Kind läßt es nicht zu!"

Adele strich dem hübschen Gretchen die glänzenden Seidenlöckchen aus der Stirne. „Ja freilich!" nickte sie. „Weil Gretchen seine Augen hat, seine Stirne und sein Lächeln. Laß uns von anderem reden, Marianne. Du weißt, es giebt Punkte, über die wir uns wohl nie verständigen werden!"

„Weil Du von Anfang an seine Partei genommen hast!" grollte Frau Lambert.

Adele machte sich sanft von dem Kinde los, setzte es auf das Sofa zurück und näherte sich dann ihrer trotzig abgewendeten Freundin.

„Wenn ich's that, so haben mich meine eigenen Erfahrungen dazu gebracht. Sieh, Marianne, es fällt mir schwer, etwas wider meinen armen, toten Mann zu sagen. Aber es muß sein, damit ich mich von dem Vorwurf reinige, als sei ich nicht immer treu auf Deiner Seite gestanden in Deinem Streite mit Deinem Gatten. Mein armer Gilbert war der gutmütigsten Menschen einer, er hatte mich lieb, soweit sein mattes, schwankendes Naturell dessen nur fähig war. Nie hat er mich von seinen Geschäften und von seinen Bestrebungen ausgeschlossen; ja häufig, wenn er zu gar keinem Entschlusse kommen konnte, schob er mir die Entscheidung zu. Und meinen Vorteil wahrnehmend, ergriff ich nur zu bereitwillig die Zügel der Herrschaft, lenkte meinen schwachen Lebensgefährten, wohin es mich gelüstete. Die Folge davon war, daß wir, immer einig und gemeinschaftlich, hundert Thorheiten begingen, uns um Vermögen und Lebensstellung bis zu einem schmachvollen Bankerotte brachten. Er legte sich ins Grab, nur um der Frage zu entrinnen: „Was soll nun weiter werden?" Ich kehrte in das Haus meines Vaters zurück, verdiene mir mühsam mein Brot durch Fächer- und Gratulationskartenmalen, um ihm nicht gänzlich zur Last zu fallen. Und weshalb bin ich so fest entschlossen, meine zwei Heiratskandidaten von heute abzuweisen? Wohlan, es ist kein Mann darunter, den ich für stärker und charakterfester als meinen armen Gilbert halte. Und ich habe nicht Lust, die närrischen Streiche meiner ersten Ehe in zweiter — verschlimmerter Auflage zu wiederholen. Denn für mich selber einstehen, mich selber mäßigen und zügeln, das kann ich nun einmal nicht. Für mich hätte es eines energischen, selbstbewußten Mannes bedurft, wie — wie Dein Rudolf einer ist. Ihm wär' ich unterthan gewesen, hätte mich führen und belehren lassen zu seinem und meinem eigenen Heil. Ich würde dann keinen Menschen unglücklich gemacht haben, wie ich mir's bei meinem armen Gilbert vorwerfen muß. Und — und damit denn auch alles herauskommt und Dir offenbar wird — ich hab' den Gilbert nur genommen, weil Rudolf nichts von mir, seiner armen, kleinen Cousine hat wissen wollen. Und jetzt begreifst Du's, warum ich zu ihm halte, warum ich möchte, daß Du weniger schlimm gegen ihn wärest. Denn ich habe immer nur sein Glück gewollt, ich war ihm nie böse, daß er Dich erwählte. Ich war auch Dir nicht böse, weil Du ihn bekommen hast; ich hab' Dich immer liebbehalten von Herzen. Aber jetzt — jetzt bin ich manchmal zornig auf Dich — ich kann Dir's halt nicht verzeihen, daß Du Deinen Rudolf nicht zu schätzen gewußt, daß Du ihn von Dir gestoßen hast!"

Eine flammende Röte hatte sich über Frau Lamberts Gesicht verbreitet. Sie entzog sich heftig Adelens Armen, die sie warm umschlungen hielten.

„Nun ist er ja wieder frei und ledig, Adele, und bekehrt von seiner Liebe für mich. Nun kann ihn die „arme, kleine Cousine" ja trösten und — für sich behalten. Und deshalb müssen die übrigen Heiratskandidaten natürlich über Hals und Kopf beiseite geschafft werden!"

Mit großen, erschreckten Augen, mit einem unsäglich wehen Aufschluchzen blickte Adele auf ihre Freundin.

„Marianne — mir das nach meinem aufrichtigen Geständnis — nach meinen rastlosen, heißen Bemühungen, Dich zu — ihm zurückzuführen?"

So wahr und ehrlich klang der jungen Witwe Ton, daß Frau Lambert zu sich selber, zur Erkenntnis ihres schweren Unrechtes kam.

„Verzeih — Adele! Gewiß, ich war schlecht, undankbar und grausam gegen Dich. Aber ich, ich an Deiner Stelle würde nun einmal anders empfinden, ich müßte die Frau hassen, durch die ich den Mann meiner Wahl verlor. O was gäbe ich dafür, wäre ich mit einem so zahmen Denken und Empfinden geboren wie Du?"

Adele lächelte schon wieder auf ihre halb kindliche und halb frauenhaft kokette Weise. „Ich verzeihe Dir gern. Es freut mich im Gegenteil, daß Du vorhin Deine Eifersucht verraten hast. Das ist ein gutes Zeichen für Rudolf. Und deshalb nehme ich selbst Deinen garstigen Verdacht mit in den Kauf. Doch jetzt genug der bösen Worte. Komm', wir wollen Gretchen zu Bette bringen — sieh nur, es fallen ihr vor Schlaf die Augen zu. Und dann sag' ich Dir gute Nacht. Tilde wird ohnehin schon schelten auf mich, daß ich so lange ausbleibe."

Sie nahm das Kind auf den Arm und folgte Marianne in das nebenliegende Schlafgemach. Dort ließ sie es sich nicht nehmen, die Kleine selbst zu entkleiden und in den schneeweißen Kissen ihres Gitterbettchens zur Ruhe zu bringen. Dann erst verabschiedete sie sich von der Freundin.

Nach ihrer Entfernung nahm Frau Lambert ein Buch zur Hand. Sie pflegte meist spät zu Bette zu gehen, aus Bangigkeit vor den ihr so wohlbekannten schlaflosen Nächten.

Bald darauf kam Rike, die junge Magd, herein. Sie nahm einige Aufträge für den folgenden Tag entgegen, sagte der Herrin gute Nacht und begab sich in ihr Dachstübchen hinauf.

Frau Lambert befand sich wieder allein mit Gretchen.

Eine Viertelstunde mochte verflossen sein, da wurde die Glocke an der Wohnungsthüre noch einmal, jetzt aber sehr leise und vorsichtig gezogen.

Verwundert erhob sie sich und ging hinaus.

„Wer ist's?" fragte sie, während sie gleichzeitig durch den kleinen, an der Thüre angebrachten Auslugverschluß blickte.

Adele stand draußen auf dem noch erleuchteten Hausgange.

„Oh — Du —?" setzte Frau Lambert hinzu und drehte rasch den Schlüssel herum.

„Ich hab' etwas vergessen bei Dir!" lautete die Antwort der jungen Witwe.

Aber als die Thüre nun aufging, schob sie rasch einen schlanken, hochgewachsenen Mann, der an ihrer Seite gestanden war, in die Wohnung hinein, ließ den schweren Eichenholzflügel wieder ins Schloß schnappen und hüpfte mit weinenden Augen und lachendem Munde glückselig über die Treppe hinunter.

„So — das wäre endlich einmal gelungen. Abweisen kann sie ihn jetzt nicht mehr. Er steht ihr Auge in Auge gegenüber. An ihm ist's, die gute Gelegenheit zu benützen!"

2.

Drinnen im engen Vorzimmer der Wohnung, matt beleuchtet von dem Scheine einer leise schwankenden Hängelampe, lehnte Frau Lambert halb bewußtlos und zitternd an der Wand. Ihre blassen Lippen stammelten, vielleicht ihr selber unbewußt, mehrmals nacheinander, kaum verständlich: „O, das ist Verrat! Verrat, — ich hab' ihn niemals wiedersehen wollen, niemals — "

Herr Lambert hatte hastig Hut und Mantel abgeworfen. Sein leicht gebräuntes, männlich hübsches Gesicht mit den warmblickenden, tiefblauen Augen und den von einem dichten, dunkelblonden Vollbarte umschatteten Lippen zeigte in diesem Augenblicke alle Spuren einer gewaltigen, inneren Erregung. Seine Haltung war unsicher, sein lockiges Haupt leicht gesenkt. Er schien das erlösende Wort nicht zu finden für die peinlich drückende Situation. Langsam streckte er beide Hände aus, wie zu einer stummen Bitte. Oder wollte er die wankende, bebende Frauengestalt unterstützen?

„Verzeih' den Ueberfall!" stammelte er endlich mit halberstickter Stimme. „Es gab aber keinen anderen Weg — ich mußte Dich sprechen vor — dem morgigen Tage."

Sie hob die Oberlippe zu einem scharfen, bitteren Lächeln. Ja, für morgen war der gerichtliche Termin festgesetzt, der die Scheidung endgültig besiegeln sollte. Die Erinnerung an die vollzogenen Schritte, an die Unerschütterlichkeit ihres Entschlusses gab ihr Kraft und Selbstbeherrschung. Sie ließ ihm den Weg nach dem Wohnzimmer durch eine Handbewegung frei. „So trete denn ein, da — ich in diesem Augenblicke Dich nicht zu hindern und abzuweisen vermag. Du bist Herr der Situation. Ich muß also wohl hören, was Du mir noch zu sagen hast!"

Sie folgte ihm hinein in das trauliche Gemach, wo die Lampe noch brannte, wo die Geburtstagsrosen dufteten und alles, jeder geringste Gegenstand, häusliches Behagen atmete.

Er sah sich um mit einem suchenden, sehnsüchtigen Blicke. „Das Kind — wo ist unser Kind?"

„Dort drinnen — es schläft!" gab sie unbewegt zurück, während sie ihm einen Stuhl zuschob und sich selber auf das Sofa sinken ließ.

Er legte tief aufseufzend die Hand über die Augen. „Mein Gott — o mein Gott — wie weit ist es gekommen zwischen uns — "

„Bitte, zur Sache!" mahnte sie, die Stirne runzelnd. „Ich will nicht fürchten, daß Du hier nur eingedrungen bist, um unnütze Scenen heraufzubeschwören."

„Nein, denn ich bin kein Freund von — Scenen!" antwortete er, das Haupt hoch hebend. „Ich kam, weil ich es für notwendig hielt, daß Du die Sprache der ruhigen, gesunden Vernunft noch einmal hörst, ehe — jedes Band zwischen uns beiden unwiderruflich zerschnitten wird!"

„Ich glaube nicht, daß Du mir Neues mitzuteilen hast!" sagte sie eisig und hart. „Ich denke, wir beide haben uns in der Vergangenheit genügend gegen einander aussprechen können!"

„Das wohl, Marianne. Doch fehlte bei unseren Auseinandersetzungen ein sehr wichtiger Faktor, der seitdem, unsere Anschauungen ergänzend und klärend, hinzugetreten ist und mit dem wir wenigstens einmal abrechnen müssen. Wir fühlten damals nur den Gegensatz unserer Meinungen, unserer Lebensforderungen und Grundsätze. Der ewige Widerstreit trieb uns zu Unduldsamkeit und tiefer Unzufriedenheit miteinander. Wir sahen unsere Ehe als eine unglückliche, als eine herbe Enttäuschung an. Ich hatte das ertragen, denn ich liebte Dich noch immer wahr und innig, ich achtete und schätzte in Dir die Mutter meines Kindes. Du warst ungeduldiger, Du wußtest Dich nicht zu schicken und zu ergeben in unser friedloses Zusammenleben. Du wolltest unsere Lage „klären", wie Du sagtest, indem Du Forderungen an mich stelltest, die hinwieder ich aus Ueberzeugung und Grundsatz nicht zu erfüllen vermochte. Du verlangtest daraufhin Deine Freiheit, Dein Selbstbestimmungsrecht von mir zurück und ich — nun ich war zu stolz, Dich wider Deinen Wunsch neben mir zurückzuhalten. Wir reichten die Scheidungsklage wegen „gegenseitiger Unverträglichkeit der Charaktere" ein. So wie wir damals fühlten, konnten wir beide nicht anders handeln. Wir mußten dem Unfrieden, dem häßlichen Aneinandermäkeln ein Ende machen, wir wären sonst moralisch und physisch darunter zu Grunde gegangen. Seitdem haben wir nun volle zehn Monate getrennt gelebt, unsere gemeinsamen Interessen lösten sich langsam, und morgen soll des Richters Mund uns verkünden, daß wirklich alles aus ist zwischen uns, daß wir unser einst so inniges Zusammengehören für immer zu vergessen haben. Mich aber drängte mein Herz zu diesem letzten Versuch einer Verständigung mit Dir. Ich gehe Dir durch das Geständnis voran, daß es mir unendlich leid thut — nein, das Wort ist nicht gut gewählt — daß es mir beinahe unerträglich erscheint, die Trennung von Dir zu einer ewigen zu machen, daß ich während Deiner Abwesenheit von meinem Hause eingesehen habe, wie Du allein demselben Licht und Leben gegeben, daß — daß ich nicht zu lassen vermag von Dir und — dem Kinde — — "

„Ja — natürlich — das Kind!" rief sie herbe dazwischen. „Um Dein Kind allein ist Dir's zu thun. Da es als Mädchen vom Gerichte der Mutter zugesprochen wird, könntest Du Dich sogar entschließen, auch mich wieder mit in Kauf zu nehmen. Aber — "

„Nein — Du irrst, Marianne!" unterbrach er sie ruhig. „Ich würde das Kind ohne Dich nicht neben mir haben wollen. Es wäre mir eine zu schmerzhafte Erinnerung. Nein, ich beneide Dir Deine Tochter nicht; der Sprößling geschiedener Eltern wächst weder dem Vater noch der Mutter zur rechten Freude heran. Solche arme Wesen sind wie lebendige Vorwürfe, wie Fleisch gewordene Mahnungen an Irrung oder Schuld. Nein, wenn es mir nicht gelingt, Dich wieder zu mir zurückzurufen, dann behalte auch Gretchen. Dann muß mein Lebensweg eben einsam bleiben!"

„Wohl nur für kurze Zeit!" betonte sie mit ironischer Schärfe. „Männer trösten sich so rasch, so leicht über den Verlust einer Frau. Es giebt der liebenswerten Mädchen ja so viele!"

Herr Lambert widersprach mit keiner Silbe dem gegen ihn so schonungslos erhobenen Verdachte. Sein Blick, der jetzt auf der tieferregten und todbleichen Frau ruhte, sprach nur von Liebe und unsäglichem Erbarmen.

„Du treibst Dir selber giftige Stacheln in das Herz!" murmelte er nach einer längeren Pause. „Du willst mir wehe thun und verwundest Deine eigene Selbstachtung auf die grausamste Weise. Aber ich wünsche jetzt zu hören, was Du auf mein Geständnis zu erwidern hast. Denkst Du ganz ohne Schmerz und Reue an morgen? Kostet es Dich gar nichts, mich — unsere einst so heiße, so schöne, so glückselige Liebe für immer aufzugeben?"

(Fortsetzung folgt.)

Die Hochzeitsreise.

Humoreske von E. Hainberg.

(Nachdruck verboten.)

Die letzten Weisen eines Strauß'schen Walzers waren soeben verklungen. Im lustigen Reigen hatten sich die Paare gedreht, allen voran das Brautpaar. Da trat die Brautmutter an die Tochter heran: „Liebes Kind, Du mußt Dich jetzt umkleiden, Ihr versäumt sonst den Zug."

Ganz unmerklich überzog ein schelmisches Lächeln das Gesicht des Bräutigams.

Die Braut verließ mit der Mutter den Tanzsaal. Zum letzten Male betrat sie ihr freundliches Mädchenstübchen. Mit einem innigen Blick umfaßte sie alles, — und eine Thräne trat in das Auge der jungen Frau, die ganze Umgebung mahnte an den nahen Abschied.

„Weine nicht, mein Liebling, Du gehst ja Deinem Glücke entgegen!" sagte die Stadträtin liebevoll, dabei rannen ihr aber selbst die Thränen über die Wangen und fielen in den Brautkranz, den sie eben vom Haupte ihrer Tochter gelöst hatte. Dann half sie ihr das Reisekleid anziehen, setzte ihr das Hütchen auf und reichte ihr die Handschuhe. „Du siehst reizend aus, Emmi, schade, daß der hübsche Anzug auf der Reise gleich verdorben wird."

„Wie ich mich aber auf die Reise freue, Mama! Zum ersten Male komme ich eigentlich hinaus in die Welt, und nun gleich nach Italien!"

„Ja, Ernst zeigt sich nobel; das imponiert den Leuten. Kind, ich sage Dir, Du wirst um diese Reise beneidet! Nun, Du wirst uns viel erzählen können, vergiß nur nicht, Dir alles Merkwürdige aufzuzeichnen, es prägt sich dem Gedächtnisse besser ein."

„Ich werde ein Tagebuch führen. Leb' wohl, Mama!" und die junge Frau lag an der Brust ihrer Mutter.

„Leb' wohl, mein Kind."

Draußen erwartete sie der junge Ehemann. „Nun komm', mein Lieb."

Noch einmal wurde das Brautpaar umringt. Der Vater nahm mit einem kräftigen Kuß Abschied von seinem einzigen Kinde, dann kamen

die Verwandten und Freundinnen. Das war ein Händedrücken schier ohne Ende. „Leb' wohl, Emmi! Viel Vergnügen, später mußt Du uns euere Reise beschreiben und uns genau schildern, wie es in Italien aussieht!" riefen ein paar junge Freundinnen.

„Schreibt auch bald," rief die Mutter nach.

Emmi versprach alles, dann ging sie am Arm des Gatten hinaus, beide bestiegen den Wagen.

Die junge Frau hatte schon eine Weile erstaunt in den dämmernden Abend hinaus geblickt und verwundert das Köpfchen geschüttelt; sie fuhren ja gerade der dem Bahnhof entgegenliegenden Vorstadt zu. Auf einmal hielt der Wagen — vor ihrem neuen gemeinschaftlichen Heim. Wahrscheinlich hatte Ernst etwas vergessen, was er noch mitnehmen wollte. — Aber was war denn das? Das Haus strahlte im vollen Lichterglanz!

„Komm', mein Herz!" sagte der junge Ehemann. Er hob die junge Frau nun aus dem Wagen, führte sie durch den kleinen Vorgarten, schloß die Thür des Hauses auf und sagte: „So, da wären wir ja am Ziel."

Emmi hatte eine Frage auf ihren Lippen, doch diese wurde zurückgedrängt durch den unerwarteten Anblick, der sich ihr bot. Ein „Ah" des Erstaunens und des Entzückens entschlüpfte ihr. Den Flur des Hauses entlang standen blühende Myrten- und Orangenbäume, und zwischen denselben waren bunte Lampions angebracht. Derselbe Schmuck wiederholte sich auf dem Treppenabsatz und Vorflur des oberen Stockes. Die bunten Lichter fielen mit magischem Schein auf das dunkle Laub der Bäume. Das Ganze machte einen zauberischen Eindruck, und die junge Frau stand völlig unter dem Banne desselben. — Vergessen war die Reise, vergessen Italien.

„Aber Ernst, wie wunderschön!"

„Sagte ich Dir nicht, daß Du unter blühenden Myrten und Orangen wandeln solltest?" entgegnete er schelmisch.

„Das also war der Sinn? Und wir alle glaubten, Du meintest Italien."

„Höre mir zu, Herz! Sieh, ich habe immer die Modethorheit bespöttelt, die zwei Menschen, welche doch sich ein gemeinschaftliches Heim gründen wollen und dies Ziel mit allen Kräften zu erreichen streben, nachdem Wochen und Monate in aufregendem Hasten und Treiben, eben um dieses Zieles willen, vergangen, und endlich das Heißersehnte erreicht ist, statt in Ruhe des Errungenen sich zu erfreuen, aufs neue hinaustreibt in das unruhige Leben. — Und nun sollte ich es ebenso machen? Ich denke, mein Frauchen bleibt mir zuliebe zu Hause und schafft mir das ersehnte gemütliche Heim! — Doch, Schatz, es soll von Dir abhängen. Wünschest Du dennoch die Reise, — dann gehen wir."

„Wir bleiben!" rief die junge Frau bewegt. „Ach, Ernst, Du hast es verstanden, mir die Reise gründlich zu verleiden; wie könnte ich jetzt noch wünschen, diese traute Stätte zu verlassen?"

„Mein Herz, wie mich Deine Worte freuen! Sieh', ich dachte es mir so schön, unser neues Glück im eigenen Hause zu beginnen, wir beide nur ganz uns selbst lebend. So befinden wir uns gleichsam auf einem seligen Eiland, fern vom Getriebe der Welt, ihrem Rennen und Jagen."

„Aber meine Eltern, die Freundinnen, was werden sie sagen?"

„Liegt Dir so viel an der Meinung anderer?"

„Sie werden über uns lachen, Ernst."

„Laß sie lachen, mein Lieb! Wir haben unser Glück für uns."

„Gut, Ernst, Du hast Deinen Willen durchgesetzt, nun ist es nicht mehr als recht und billig, mir auch einen Wunsch zu erfüllen."

„Und der wäre?"

„Daß wir unsere Anwesenheit geheim halten; es braucht niemand zu wissen, daß wir nicht auf Reisen sind."

„Dein Wunsch soll Gesetz sein. Uns kommt dabei zu Hilfe, daß unsere Nachbarschaft vollständig ausgeflogen ist; es sind ja die Universitätsferien, und wir wohnen im Professorenviertel!"

„Jetzt fängt unser Plan an, mir Spaß zu machen," rief die junge Frau. „Und wie lange wollen wir denn unsere Hochzeitsreise ausdehnen?"

„Mindestens vierzehn Tage; wir wollen erst sehen, wie sich alles gestaltet."

Der Regierungsbaumeister Willerius hatte sich für sein junges Glück ein nettes Haus am Ende der östlichen Vorstadt gebaut, und die Brautmutter, die Frau Stadträtin Oswald, hatte dasselbe mit allem möglichen Komfort ausgerüstet. Das junge Paar ging durch alle Räume der Wohnung, und ein Gefühl des Behagens erfüllte sie. Alles war so nett und sauber, von der allerliebsten Kücheneinrichtung bis hinauf in die



Vor dem Spiegel. Nach dem Gemälde von A. Liezen-Mayer (Mit Text.)



Maximilian II. verläßt nach der Krönung die Stadt Frankfurt am Main. (Mit Text.)

im ersten Stock gelegenen Wohnräume mit ihren zierlichen neuen Möbeln, den behaglichen Sesseln, in denen es sich so schön ruhen ließ.

Eine Magd war noch nicht da, aber Ernst hatte für einen dienstbaren Geist gesorgt; sein alter „Stiefelfuchs" mußte die kleinen Geschäfte mit aller Heimlichkeit verrichten.

Die junge Frau ließ es sich nicht nehmen, selbst das Feuer zu entzünden und den ersten Kaffee zu bereiten. Ernst stand dabei und sah ihr zu. Wie reizend Emmi alles anzugreifen wußte, und wie flink ihr alles von den Händen ging! Gleich einem Dankesopfer stieg es empor, dann brodelte und zischte das Wasser, und der erste Morgentrunk war fertig!

Soeben brachte der dienstbare Geist auch frisches Backwerk und Butter.

Wie sie reizend war, die junge Hausfrau, im sauberen Morgenrock und dem kleinen Häubchen, dem Zeichen ihrer Würde. „Weißt Du, Herz, daß Du mir in Deinem hübschen Morgenanzug noch besser gefällst, als in Deinem Reisekleide?"

„Ja, das macht, weil Du Deinen Willen durchgesetzt hast, Du hast mich gleich beim ersten Schritt in die Ehe den Satz gelehrt: Und er soll dein Herr sein!"

„Und sie wird die Herrin sein!" rief Ernst heiter.

Das Mittagessen ließ sich das junge Paar aus einem Gasthause holen. — Am Abend machten sie einen Spaziergang durch den nahen Stadtpark. Dann wurde der Theetisch gedeckt, die Spiritusflamme entzündet, und beide holten gemeinschaftlich herbei, was der schnauzbärtige Hausgeist zusammengetragen, Brot, Butter, Eier und kalten Aufschnitt.

„Jetzt glauben die Eltern uns schon weit entfernt," sagte Emmi.

„Ja, auf der Reise nach Italien," erwiderte Ernst lachend.

So vergingen den Glücklichen acht Tage wie im Fluge. Des morgens die Besorgung des kleinen Haushaltes, nachmittags kleine Ausflüge in die Umgegend, abends im traulichen Heim.

„Aber wir müssen doch endlich die Eltern benachrichtigen," sagte Emmi; „sie warten gewiß schon lange auf einen Brief. Doch wie das anfangen?"

„Hast Du Lust, von der Hochzeitsreise zurückzukehren?" fragte neckend der Gatte.

„Wir müssen doch wenigstens vierzehn Tage aushalten," erwiderte Emmi.

„Ja, sonst lachen die Freundinnen," neckte Ernst. „Aber mir kommt ein guter Gedanke. Ich habe in Mailand einen Freund, er ist an einem dortigen Handelshause als Korrespondent angestellt; dem schicken wir einen Brief an Deine Eltern, mit der Bitte, diesen daselbst zur Post zu geben."

„Herrlich!" rief Emmi.

Die junge Frau setzte sich an ihren zierlichen Schreibtisch, nahm einen Bogen und warf mit flüchtigen Zügen folgende Zeilen auf das Papier:

„Liebe Eltern!

Wir sind gesund, froher und guter Laune. Unsere Hochzeitsreise ist köstlich! Wir wandeln wirklich unter blühenden Orangen und Myrten. Lebt recht wohl, bald umarmen euch wieder

Eure glücklichen Kinder."

Der Brief ward nach Mailand abgeschickt.

Ueber vierzehn Tage waren bereits verflossen, und das junge Paar hatte beschlossen, am andern Tage von der Hochzeitsreise zurückzukehren und wieder sichtbar zu werden. Die junge Frau hatte abermals einen neckischen Einfall, und der Gatte hatte ihr zugestimmt. Vor einigen Tagen war abermals ein Brief an den in Mailand weilenden Freund, mit Einlage an die Eltern, abgesandt, des Inhalts, daß das junge Paar morgen gegen Abend zurückkehren würde. Jetzt, wußte Emmi, würden die Eltern kommen und das Haus mit Kränzen schmücken. Dann wollten die Eheleute ihnen entgegentreten und die Ueberraschten in ihrem freundlichen Heim empfangen. — Emmi malte sich dies Wiedersehen köstlich aus. Die Eltern besaßen ja einen Hausschlüssel. Man mußte sich ganz still verhalten, und erst wenn dieselben im Hause und bei voller Arbeit waren, sichtbar werden. Doch es sollte ganz anders kommen.

Mit einer Maibowle und Abendessen wollte man die Eltern empfangen. Um einiges hierzu Nötige zu besorgen, war Ernst zur Stadt gegangen. Emmi waltete inzwischen ihres Amtes als sorgende Hausfrau und machte allerlei Vorbereitungen auf morgen. Munter trippelte sie hin und her, treppauf, treppab, mit dem Licht in der Hand.

Auf einmal horchte sie erschrocken auf. Die Hausglocke wurde heftig gezogen, ein, zwei, dreimal! Emmi rührte sich nicht. Wer konnte das sein? Es wußte ja niemand, daß sie hier waren, und Ernst hatte den Schlüssel. Jetzt war es eine Minute still, dann streitende Stimmen, und endlich Ruhe! Was war geschehen?

Der Stadtrat Oswald hatte am heutigen Tage einen längeren Spaziergang unternommen und sich von der Dunkelheit überraschen lassen. Der Rückweg führte ihn am Hause des jungen Paares vorüber. Nun, bald würden sie ja darin sein! Und dann würde er nicht vorübergehen, ohne sein Herzenskind zu begrüßen. — Aber, was war das? Da war ja Licht in der Wohnung. Sollten die Kinder schon zurück sein? Nein, das war ja unmöglich! Vor einigen Tagen erst hatten die Eltern einen Brief aus Italien bekommen. — Himmel, wenn es Einbrecher wären! Da mußte er doch einmal nachsehen. Gedacht, gethan. Flugs eilte der Stadtrat durch das Gärtchen nach dem Hause, — es war verschlossen. Er zog die Glocke. Kein Laut ließ sich hören. Das war verdächtig. Was nun thun? In dem unteren Stockwerk waren sämtliche Fenster mit Läden versehen. — Jetzt erinnerte sich der Stadtrat, daß sein Schwiegersohn eine Obstleiter an einem hinter dem Hause gelegenen Holzschuppen aufgehängt hatte; diese holte er herbei. Gottlob, sie reichte bis zum ersten Stock. Eben wollte er dieselbe hinaufsteigen, da fühlte er sich von hinten festgehalten. „Halt, Mann! wo wollen Sie denn hin?" rief ihn eine barsche Stimme an.

Der Stadtrat sah sich verdutzt um und fand sich einem Sicherheitswachmanne gegenüber. „Was haben Sie denn in fremder Leute Wohnung zu thun?"

„Dies Haus gehört meinem Schwiegersohn!" sagte der Stadtrat mit Würde.

„So, und da steigen Sie zum Fenster hinein?"

„Das Haus ist verschlossen."

„Warum öffnet denn der Herr Sohn nicht?"

„Er ist verreist."

„Na, dann warten Sie ab, bis er wieder kommt."

„Aber ich muß sehen, was im Hause vorgeht."

„Ach was, kommen Sie nur mit mir."

„Sie wollen mich doch nicht —"

„Verhaften, gewiß, das will ich."

„Aber ich bin der Stadtrat Oswald."

„Das kann jeder sagen. Folgen Sie mir."

Der alte Herr war so verblüfft, daß er jetzt gutwillig dem Wächter des Gesetzes folgte. Endlich erholte er sich von seinem Schrecken und machte den Versuch, den Schutzmann zur Umkehr zu bewegen. „Aber ich fürchte einen Einbruch," wandte er sich wieder an seinen Begleiter. „Kommen Sie zurück, daß wir uns wenigstens überzeugen."

„Lassen Sie mich in Ruhe mit Ihren einfältigen Reden," entgegnete mürrisch der Diener des Gesetzes.

„Wohin werden Sie mich denn führen?"

„Dahin, wo solche herumstreichende Leute hingehören, auf die Wache."

„Auf die Wache?"

„Ja, dachten Sie etwa, wir gingen in ein Bierhaus?"

„Und wie lange werde ich da bleiben müssen?"

„Bis die Sache untersucht ist."

„Wie lange dauert das?"

„Hm, heute abend wird sich schwerlich jemand damit befassen."

„Großer Gott! und inzwischen wird das Haus dort ausgeräumt."

„Machen Sie keine schlechten Witze!"

„Es ist mein vollkommener Ernst, und ich mache Sie verantwortlich für das, was aus Ihrem Mißgriffe entsteht!"

Jetzt sah der Bewaffnete sich seinen Mann etwas genauer an. „Sie geben vor, der Stadtrat Oswald zu sein?"

„Ja, ich sagte es."

„Dann muß Sie aber doch jemand kennen?"

„Natürlich, und zuerst meine Frau. Da stehen wir eben an meinem Hause. Gehen Sie mit hinein, und Sie werden sehen, daß meine Frau mich anerkennt."

Der Diener des Gesetzes betrachtete sich das Haus. „Stadtrat Oswald," stand an der Einfassung der Straßenthüre. „Gehen wir hinein," sagte er.

Der Stadtrat öffnete die Thüre. Im hellen Lampenscheine saß die Frau Stadträtin auf dem Sofa und strickte. Sie schaute auf.

„Frau!" rief der Stadtrat, „Du sollst bezeugen, daß ich Dein Mann, der Stadtrat Oswald bin!"

Die Stadträtin sprang erschrocken auf, sie betrachtete ihren Mann, dann seinen Begleiter; sie wußte sich offenbar die Sache nicht zu erklären.

„Man will mich einstecken, weil man mich für einen Einbrecher hält."

„Aber, Mann —"

„Im Ernste, Alte. Ich komme an dem Hause unserer Kinder vorüber und sehe Licht darin hin- und hertragen. Natürlich will ich wissen, was das zu bedeuten habe. Ich finde das Haus verschlossen, schleppe mir eine Leiter mühsam herbei und will nach dem oberen Stocke steigen; doch jetzt hält mich dieser Pflichteifrige fest und will mich auf die Wache bringen. Unterdessen wird den Kindern das Haus geräumt."

„Um Gottes willen! Das Silberzeug, die Wäsche! Wie konntest Du Dich nur zurückhalten lassen, Mann?"

„Fall' Du 'mal in die Hände der Polizei, die läßt nicht los, was sie einmal ergriffen hat."

„Verhält sich die Sache wirklich, wie Sie sagen, Herr — Stadtrat?"

„Natürlich! Glauben Sie, daß ich eine Komödie aufführen wollte?"

„Karl, wir müssen sofort hinaus. Sie sind wohl so freundlich," wandte sich die Frau Stadträtin an den Sicherheitswächter, „für geeignete Begleitung zu sorgen, wir müssen die Spitzbuben fangen."

„Ja, verehrte Frau, wenn das noch möglich ist."

„Vor allen Dingen thut Eile not; wenn wir nur einen Wagen fänden."

Die Stadträtin wollte sich den Männern anschließen. Die beiden hatten, schien es, keinen besonderen Scharfsinn entwickelt.

Der Schutzmann war auf einmal die Dienstbeflissenheit selber. Er holte eilig einen Kollegen herbei und verschaffte eine Droschke.

Mittlerweile war Ernst nach Hause gekommen, hatte mit großem Erstaunen die Leiter am Hause bemerkt und Emmis Bericht vernommen.

Man konnte wirklich das Inkognito nicht länger wahren; sie hatten ja ohnedies beschlossen, morgen von der Reise zurückzukehren.

„Ich werde Dir einen großen Hund anschaffen, dann hast Du stets einen Schutz, wenn Du einmal allein bist,“ beruhigte Ernst seine Emmi.

Es war der letzte Abend auf der Hochzeitsreise, der mußte noch ganz besonders gefeiert werden. Sie hatten ja die Reise nach blühenden Orangen und Myrten machen wollen. — Um sich nun ganz in jenes Wunderland zu versetzen, brachte man mit Hilfe des bärtigen Hausgeistes die Myrten- und Orangenbäume in das Speisezimmer und stellte um Sofa und Tisch eine blühende Laube zusammen, die Bäume mit den bunten Lampions behangen. Hier ließ sich das Paar nieder. Dazu duftete verlockend eine frische Maibowle; auch Kuchen und Torten, zum Empfange der Eltern bestimmt, mußten versucht werden.

Ernst erhob sein Glas. „Auf unsere frohe Heimkunft!“ sagte er lächelnd, — da wurde er unterbrochen. —

Die Eltern waren inzwischen mit ihren Polizeimannschaften bei dem Hause angelangt. Aufmerksam spähte die Stadträtin nach den Fenstern, ob sie nirgends etwas bemerke. Richtig! Da aus dem Speisezimmer schimmerte mattes Licht. Wahrscheinlich waren die Einbrecher mit ihrem Geschäfte noch nicht zu Ende, und man traf die freche Bande noch beisammen. Jetzt galt es Vorsicht! Die Stadträtin nahm den Schlüssel hervor, vorsichtig und leise wurde die Thüre geöffnet und behutsam im Dunkeln die Treppe hinaufgestiegen. Die Stadträtin erhob prüfend ihre Nase; es war ein so eigentümlicher Wohlgeruch um sie herum.

Halt! Da durch die Thürspalte schimmert Licht, und jetzt ließ sich auch leises Geflüster vernehmen.

Die Sicherheitsbeamten eilten voran. Mit einem Ruck rissen sie die Thüre auf und — blieben erstaunt auf der Schwelle stehen.

Die Stadträtin, welcher doch etwas bänglich zu Mute geworden und die sich bisher im Hintergrunde gehalten, konnte die Männer nicht begreifen, die da wie zu Salzsäulen erstarrt standen; sie drängte ihren Mann voran und spähte vorsichtig zwischen den Schultern der Schutzmannschaft hindurch.

„Ja, mein Gott, was war denn das? Emmi? — Ernst! Kinder! Wie kommt Ihr denn her?“ Diese Fragen stürmten auf die Ueberraschten ein, die bei dem plötzlichen Oeffnen der Thüre erschrocken aufgesprungen waren und erstaunt der bewaffneten Macht sich gegenübersahen.

„Papa! Mama! Wir feiern soeben die Rückkunft von unserer Hochzeitsreise.“

„Aber, Kinder, so heimlich! Wir wollten euch doch feierlich empfangen.“

„Ja, warum rückt Ihr uns denn mit der Polizei ins Haus?“

„Ich glaube, Ihr tollen Kinder, Ihr habt selbst den Spuk veranlaßt,“ fiel der Stadtrat betreten ein.

Nun wurde erzählt, gelacht und gescherzt. Die Maibowle war bald geleert, und von neuem wurde gebraut. Die Ueberraschung war allerseits glänzend gelungen, nur daß sie außer aller Berechnung gelegen hatte.

„Also, ihr habt gar keine Hochzeitsreise gemacht?“ fragte die Stadträtin enttäuscht, als die Sicherheitswache nach dem Genusse einiger Gläser Maibowle sich entfernt hatte, „Ihr seid immer hier gewesen?“

„Ja, Mama, wir waren in dem gelobten Lande, wo Myrten und Orangen blühen!“ sagte Emmi, und ein warmer Blick traf ihren Gatten.

„Nun, originell ist euere Reise wenigstens,“ tröstete sich die Stadträtin.

„Und Abenteuer habt ihr auch gehabt, Abenteuer, wie sie nur je im Lande des Räubertums vorkommen können,“ schmunzelte der Stadtrat.

„Sie bleibe deshalb stets in freundlicher Erinnerung, unsere — Hochzeitsreise!“

Um eine Stunde geirrt.

Ein Teil der Strelitzen, die auch sonst oft meuterten, verband sich 1697, um Peter den Großen zu ermorden. Um sich dem Monarchen leichter nähern zu können, kam man überein, zwei in der Mitte Moskaus gelegene Häuser in Brand zu stecken, denn es war bekannt, daß sich der Zar bei Feuersbrünsten immer als einer der ersten einfand, um seine Befehle zu erteilen, daß dem Fortschreiten der Flammen Einhalt geschehe. Man beschloß daher, sich sofort nach Ausbruch des Feuers als erste auf den Brandplatz zu begeben und unter dem Scheine, als ob man sich an den Löscharbeiten beteiligen wolle, den Fürsten allmählich zu umdrängen. Inmitten der Menge, also leicht und ohne daß es jemand merkte, sollte dann der tödliche Stoß versetzt werden.

Der Tag zur Ausführung des verbrecherischen Unternehmens wurde festgestellt. Die Verschworenen versammelten sich bei Sukawein, um bei demselben zu dinieren, und fuhren auch, nachdem sie sich von Tisch erhoben hatten, bis stark vor der Nacht zu trinken fort. Währenddem einigte man sich dahin, daß diejenigen, welche nach Hause gehen wollten, es thun könnten, nachdem sie das eidliche Versprechen gegeben, vor Mitternacht zurückzukehren, dagegen die andern bei Sukawein blieben, bis die Häuser in Flammen ständen und die Sturmglocke ertöne.

Aber unter denen, die fortgingen, befanden sich zwei, welche den Weg nach Preobrashensky, einem Vergnügungshaus, wo der Kaiser zu Abend speiste, einschlugen und dem Zaren die Verschwörung meldeten.

Peter war kaum von dem Plane der Strelitzen unterrichtet, als er an den Kapitän seiner Garde, mit Namen Ligunof, ein Billet schrieb und ihm befahl, seine ganze Kompagnie ohne Geräusch zu versammeln und sich mit ihr um 11 Uhr vor Mitternacht zu dem Hause Sukaweins zu begeben, daselbst sämtliche Zugänge zu bewachen und alle, die sich im Innern befänden, gefangen zu nehmen. Da der Zar glaubte, daß er in seinem Billet die Stunde der Zusammenkunft um 10 Uhr angesagt hätte, bildete er sich ein, daß, wenn er um 10½ Uhr am Hause Sukaweins eintraf, seine Befehle ausgeführt seien. Schlag 10 Uhr setzte er sich daher, nur von einem einzigen Diener begleitet, in seinen Wagen, und begab sich geraden Wegs nach dem Hause. — Als er dort um 10½ Uhr ankam, war er sehr erstaunt, weder vor der Thür noch um das Haus jemand von der Garde der Kompagnie, die er befohlen hatte, zu finden. Er vermutete jedoch, daß sich das Kommando vielleicht im Hofe oder in dem Hause aufgestellt hätte. So stieg er die Treppe in die Höhe und trat in den Saal ein, wo er Sukawein und die ganze Schar der Verschworenen antraf. Dieselben erhoben sich augenblicklich und bezeigten ihrem Gebieter alle Zeichen der Achtung, die sie ihm schuldeten. Peter begrüßte sie freundlich und sagte ihnen, daß er, als er im Vorbeigehen noch viel Licht gesehen, geglaubt hätte, daß der Herr des Hauses eine große Gesellschaft gäbe, und er, weil noch viel Zeit vor dem Schlafengehen wäre, eingetreten sei, um mit ihnen einen Schluck zu trinken.

Nachdem er sich gesetzt, tranken die Versammelten im Kreise auf seine Gesundheit und er ermangelte nicht, ihnen im Trinken Bescheid zu thun. Unterdessen näherte sich einer der Strelitzen Sukawein und gab ihm ein Zeichen, mit halber Stimme sagend: „Jetzt ists Zeit, Bruder.“

Sukawein wollte nicht, daß jemand ihre abscheuliche Absicht merke, er antwortete daher nur: „Jetzt noch nicht.“

Kaum hatte er das gesagt, als Peter sich erhob, Sukawein einen so starken Faustschlag ins Gesicht versetzte, daß er ihm zu Füßen fiel, und mit wütender Stimme schrie: „Wenn es noch nicht Zeit für Dich ist, elender Hund, so ist es doch Zeit für mich. Vorwärts, werft diesen Schuft in Ketten!“ Während dies vorging, schlug die Glocke 11 Uhr und der Anführer der Garden trat in den Saal, gefolgt von den Soldaten seiner Kompagnie. Im Augenblick fielen alle Verschworenen auf die Kniee und erklärten sich schuldig. Peter befahl den Verrätern, einer den andern zu binden, und sie thaten es. Dann wandte sich der Zar gegen den Anführer seiner Garde, gab ihm in der ersten Bewegung seines Zornes eine schallende Ohrfeige, und schalt ihn heftig, daß er nicht zu der Stunde, die er ihm bezeichnet hatte, erschienen war.

Der Anführer aber rechtfertigte sich, indem er die Ordre aus der Tasche zog und sie dem Zaren zeigte.

Peter wurde von seinem Fehler, den er selbst begangen hatte, indem er sich um eine Stunde irrte, überzeugt, küßte den Kapitän vor der Front und lobte ihn als einen tapfern, pflichtgetreuen Mann.

Herbsthimmel.

Du herbstlich frisches Himmelsblau,
Wie weckst du mich zu ernstem Sinnen,
Wenn sich durch die entlaubte Au'
Die bleichen Silbernebel spinnen!

Auf Höh'n und Fluren siehest du
All' deine bunten Freuden sterben,
Du aber strahlst in stolzer Ruh'
Hoch über Wechsel und Verderben.

Noch sitz' ich an des Lebens Schmaus,
Ein durstig ungestillter Zecher,
Und strecke kühn die Hände aus,
Nach jedem vollen Freudenbecher.

Doch gieb mir, heil'ges Himmelslicht,
Nach meines Glückes Blütentagen
Solch kühlen Glanz auf's Angesicht,
In's Herz solch heiteres Entsagen!

Wilhelm Hertz.

UNSERE BILDER.

Burg Wettin an der Saale, das Stammschloß des sächsischen Königshauses. Im Saalkreise unterhalb Halle bei dem jetzt preußischen Städtchen Wettin an der Saale erhob sich einst auf schroffen Felsen kühn und trotzig die alte Stammburg der Wettiner. Sie gehörte zu jenen Vesten an der Saale und Elbe, von denen aus, besonders zur Zeit der sächsischen Kaiser, der deutsche Adel mit seinen ritterlichen, reckenhaften Mannen und beigesellten eifrigen Priestern vordrang, um nach Osten hin gegen die heidnischen Slaven durch Eroberung das Reich zu mehren und durch fromme Bekehrung das Christentum zu verbreiten. Noch überragt in der Gegenwart ein burgähnlicher Bau die kleine Stadt Wettin, welcher den Beschauer in die alten Zeiten der stolzstrotzenden Burgen und des kampfmutigen Rittertums versetzt. Die alte Burg freilich ist es nicht; diese ist im Laufe der Jahrhunderte der Zerstörung und dem Umbau völlig verfallen. Außer einem Betsaale dienen die weiten Räumlichkeiten des alten Burghofs, der Säulenhallen und der Rittersäle friedlichen Zwecken der Landwirtschaft. Als Ende des 13. Jahrhunderts die Seitenlinien Konrads des Großen, die Grafen von Wettin, ausstarben, fiel die Burg mit der Grafschaft an das Erzbistum Magdeburg. Nach den lange Zeit mit der Burg und einigen Gütern derselben belehnten Herren aus dem Winkel wird sie jetzt auch „Der Winkel“ genannt. K. St.

Vor dem Spiegel. Heut ist Feiertag. Röserl läßt sich daher mehr Zeit als sonst, ihre Toilette zu vervollständigen. Gerade ist sie damit beschäftigt, die vollen Flechten am Hinterkopf zu befestigen. Den altertümlichen Spiegel,

in welchem sich vielleicht schon die Großmutter beschaute, hat sie ans Fenster gestellt, ohne Prüderie, daß man am Ende ihrem Treiben zuschauen könnte. So ist es uns auch möglich, ihr hübsches Gesichtchen zu sehen. Sie ist sich nicht bewußt, welch stiller Zauber über der jungfräulichen schlanken Gestalt schwebt, der es jedenfalls auch dem Pinsel des berühmten Meisters angethan hat, die Scene auf der Leinwand festzuhalten. G. K.

Maximilian II. verläßt nach der Krönung die Stadt Frankfurt a. M. Es war am Morgen des 1. Dezember 1562, als aus dem Thore Frankfurts am Main, über die große Mainbrücke, im hellen Sonnenglanze mit prächtigem Gefolge der österreichische Erzherzog Maximilian ritt, nachdem er tags zuvor zum römischen König gekrönt und somit noch bei Lebzeiten seines Vaters Ferdinand I. dem habsburgischen Geschlechte die Erbfolge auf dem Kaiserthrone gesichert war. Lauter Zuruf der Bürgerschaft der alten Reichsstadt begrüßte den allbeliebten Prinzen, und von den Schiffen und Kähnen, die dicht nebenan auf dem Flusse lagen, tönte der Jubel herauf. Seit dem 23. November hatten die Formalitäten der Wahl gedauert, am 28. hatten die Kurfürsten nach mancherlei Unterhandlungen dem vor zwei Monaten zum Böhmenkönig Erkorenen gehuldigt, und am 30. fand sodann die feierliche Krönung statt. Welche Gedanken dem in der Blüte seiner Jahre stehenden Fürsten den Kopf durchkreuzt haben mögen, als er auf seinem geschmückten Zelter am ersten Dezember die Mauern verließ und die Stimmen des allgemeinen Beifalls an sein Ohr schlugen? Hohe Hoffnungen setzte man auf den Fünfundreißigjährigen. Man erwartete von seiner unparteiischen Einsicht die Förderung der allerseits anerkannten Reformen im religiösen und kirchlichen Leben des Vaterlandes, von seinem milden Gemüte Bereitwilligkeit, die nimmer ruhenden Streitigkeiten zwischen Bekennern der alten und der neuen Lehre zu schlichten, aber er verfiel dem Lose aller, die inmitten auf Tod und Leben kämpfender Mächte neutral zu bleiben sich abmühen. Die Porträts Maximilians II. zeigen ihn, wie auch die Wiedergabe auf unserem Bilde, als einen Mann von mittlerer Größe, wohlgebildet und von angenehmen Formen. Großes natürliches Wohlwollen trug er jedermann entgegen und bezauberte die Menschen durch Leutseligkeit und Offenheit. In seinem Antlitze mischten sich Herzensgüte und Mangel an Entschlossenheit. Er besaß etwas Gewinnendes, aber gering waren seine Thatkraft und sein Wagemut. So war diese humane Regentennatur nicht geschaffen, in stürmischen Zeitläuften unversöhnlicher Gegensätze seine schwierige Aufgabe zu lösen. Er starb nach langem Herzleiden am 12. Oktober 1576 im fünfzigsten Lebensjahre. Fr.



Papa: „Höre Lieschen, Deine Censur gefällt mir gar nicht, ich hoffe das nächste Mal eine bessere zu sehen!"
Lieschen: „Recht so, Papa, nur nicht die Hoffnung verloren!"

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

ALLERLEI

Beim Zahnarzt. Fräulein (ängstlich): „Wer hat denn hier eben so geschrieen?" — Zahnarzt: „Beunruhigen Sie sich nicht . . . das war ein Patient, der unentgeltlich behandelt worden ist."

Frech. Richter: „Angeklagter, fühlten Sie denn keine Gewissensbisse, als Sie dem armen, kranken Mann die vier Flaschen Wein stahlen und auf der Stelle austranken?" — Angeklagter: „Ja, am andern Morgen hatte ich ein eigentümliches Gefühl und ich sagte mir, sollten das nicht Gewissensbisse sein?"

Er hat recht. „Hat Ihre Frau Geist?" — „Ja, leider!" — „Leider? Das scheint mir ein Widerspruch!" — „Eben, Widerspruchsgeist ists!"

Selbstbeherrschung. Der Gelehrte Abanzit widmete dem Barometer und dessen Veränderungen eine große Aufmerksamkeit, um aus diesen Erscheinungen die allgemeinen Gesetze des Luftdrucks zu erkennen. Siebenundzwanzig Jahre lang machte er tägliche Beobachtungen und schrieb sie auf Blätter Papier nieder. Als eines Tages eine neue Magd ins Haus kam, entwickelte sie sofort ihren Eifer, alles in Ordnung zu bringen. Mit den anderen Räumen wurde auch Abanzits Studierzimmer gereinigt und geordnet. Als er es betrat, fragte er die Magd: „Was hast Du mit den Papierstücken gemacht, die am Barometer lagen?" — „Nun, die waren so schmutzig," antwortete die Gefragte, daß ich sie verbrannt habe." — Abanzit kreuzte die Arme, kämpfte einige Augenblicke mit sich selbst und sagte dann ruhig und gefaßt: „Du hast die Ergebnisse einer siebenundzwanzigjährigen Arbeit zerstört. Für die Zukunft jedoch berühre nichts in diesem Zimmer!" N.

Der Graf Harcourt schlug in dem Treffen von Guiers mit 8000 Franzosen 20,000 Spanier. — Leganes, der feindliche General, ließ dem französischen Feldherrn bei Auswechslung einiger Gefangenen die harten Worte sagen: Wenn er König von Frankreich wäre, so würde er einen Harcourt enthaupten lassen, da er sich in ein Treffen mit einer soviel größeren Armee eingelassen habe." — „Und ich," erwiderte der mutige Harcourt, „wenn ich König von Spanien wäre, würde gegen einen Marquis Leganes das Todesurteil aussprechen, daß er sich von einer soviel kleineren Armee schlagen ließ." St.

Gemeinnütziges

Angesäuerte Kleie. Durch Ansäuern mit Sauerteig soll der Nutzeffekt der Kleie wesentlich gesteigert werden. Drei Milchkühe erhielten die Kleie zunächst vierzehn Tage lang in der gebräuchlichen Weise, nur mit Wasser angerührt und in Form von Getränk, wobei das Gesamtmilchquantum während dieser Zeit genau bestimmt wurde. Nach Ablauf der Zeit wurde die für die folgenden Tage bestimmte Kleie schon des Abends vorher mit Wasser von 38 Grad Wärme angerührt und die Mischung mit etwas Sauerteig versetzt. Diese Fütterung wurde vierzehn Tage fortgesetzt und dabei die Milch ganz genau gemessen. Es zeigte sich sofort eine Steigerung des Milchertrages, und zwar betrug der Gesamtgewinn während der zwei Wochen 24 Liter. Der Sicherheit halber wurde die Kleie nun wieder vierzehn Tage lang im gewöhnlich angerührten Zustande wie früher gereicht, und sofort zeigte sich wieder eine Abnahme des Milchertrages. — Auch bei der Fütterung des Mastviehes, insbesondere der Schweine, erwies sich das vorherige Ansäuern der Kleie sehr vorteilhaft. (Bromberger Tagebl.)

Braune Flecken an den Händen, hervorgerufen durch grüne Wallnußschalen, sind zu entfernen, indem man die Hände über angezündeten Schwefel, eventuell eine Anzahl gemeiner Streichhölzchen, hält.

Unsere Topfpflanzen. Die Zeit der kalten Stürme und scharfen Nachtfröste ist nicht mehr fern. Habet darum acht auf eure Blumen, die auf den Fensterbrettern ihren Platz haben. Eine einzige Frostnacht ist imstande, die Blumen zu vernichten, selbst solche auf Blumentischen, welche in ungeheizten Zimmern stehen. Gewöhnlich werden die traurigen Ueberreste fortgeworfen, ohne abzuwarten, ob sie wirklich dahin sind. In einem solchen Falle sollte man jedoch vorher Wiederbelebungsversuche anstellen, denn mancher scheinbar erfrorene Blumenstock kann doch noch gerettet werden, wenn man diesen mit sehr kaltem Wasser bespritzt und mindestens 18—24 Stunden lang an einen kalten, finsteren und von jeder Zugluft abgesperrten Ort bringt.

Behandlung des Apfelmostes nach der Presse. Nachdem der Most von der Trester in gut gereinigte Fässer gethan, in denen ein Drittel des Rauminhalts, die sog. Gährkammer, frei bleibt, beginnt er zu gähren. Man sorge jetzt in erster Linie dafür, daß die Gährung möglichst gleichmäßig verläuft und keine schädlichen Bakterien in die Fässer dringen. Zu diesem Zwecke setze man Gährspunde auf und halte die Kellertemperatur auf ca. 12—14 Grad. Der Most geht in kurzer Zeit in die stürmische Gährung über und langsamerhand wird der Zucker in Alkohol und Kohlensäure umgesetzt. Jetzt ist ein Lüften des Kellers unbedingt notwendig, da durch die aufsteigende Kohlensäure die Luft arg gefährdet wird und für den Menschen, wenn im Keller viel Most zum Vergähren liegt, Lebensgefahr vorhanden ist. Man versäume dann nie, mit einem Kerzenlicht in den Kellerraum zu gehen. Im nächsten Monat wird die Gährung immer langsamer und es erfolgt die Nachgährung. Im Monat Januar oder Februar ist aller Zucker vergohren und es naht die Zeit, wo die Fässer umgestochen werden müssen. Sie bleiben jetzt ruhig liegen und werden im folgenden Monat zum zweiten und letzten Male umgefüllt. Jetzt versäume man nicht, die Fässer spundvoll zu machen und gut zu verschließen. Im Juni wird der Wein meistens trinkbar sein. Länger als zwei Jahre hält sich schwerlich ein Obstwein. Zu seiner Konservierung wäre eben viel Alkohol notwendig und wir hätten dann ein Kunstweinprodukt.

Logogriph.

Was dir besagt mein kurzes Wort
Ist deutsche Stadt, ein fester Ort.
Setzest du ihm ein Zeichen an,
Zu einer Pflanze wird er dann.
Julius Falk.

Palindrom.

Im dunkeln Forste lebe ich,
Der Jägersmann, er suchet mich.
Nun lies die Zeichen rückwärts her,
Köstlichen Trank ich dir gewähr'.
Julius Falk.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.